Sein Herzenskind.

Novelle von Jassy Torrund.

(14. Fortsetzung.)

„Du großes Kind du, ganz weich kannst du einen machen mit deinen Blicken und Worten. Da muß ich schon der vernünftigere sein, der Mann — und mein Schatzel wird sich fügen. Natürlich hätt' ich genug für uns beide — wenn wir zeitlebens schaffen und uns plagen wollten. Aber sieh mal, Herzchen, dafür bin ich nicht geboren, das bin ich Tag meines Lebens nicht gewohnt gewesen. Mein Vater hat uns immer gepredigt: Jungens, nehmt euch eine reiche Frau! — Na, ich that's nicht, ich nehme mir eine arme, weil ich sie lieb habe, unmenschlich lieb, Käthchen! Aber wenn's nun zufällig herauskommt, daß mein armes süßes Mädel einen reichen alten Erbonkel hat, der ihr mit beiden Händen von seinem überflüssigen Mammon geben möchte, warum sollt' ich denn so blödsinnig sein und mich dagegen wehren? Bloß weil mein thörichtes kleines Mädel ganz sentimentale Backfischbedenken hat? Nein, Liebling, so haben wir nicht gewettet!

„Ich will dich — aber ich will dich frisch und jung und gesund und lustig, wie du jetzt bist — nicht blaß und schmalbäckig und abgewirthschaftet, wie du in etlichen Jahren sein wirst. Ich will ja recht gern mit dir arbeiten, wenn's sein muß, aber ich will nebenher auch mein bissel Pläsir haben. Nicht auf der Klitsche verbauern und versauern. Mit einem Wort, ich will dich im Hause und ein oder zwei anständige Gäule im Stall haben — sonst ist's überhaupt kein Leben für mich. Und dazu brauchen wir den Zuschuß von deinem Herrn Onkel, oder besser noch das Kapital, denn sicher ist sicher. ."

Da löste Käthe ihre Hände von seinem Nacken und glitt von seinen Knieen herab.

„Dann nimm dir lieber eine reiche Frau, Heniz," sagte sie mit ganz veränderter fremder Stimme, streifte den Ring von ihrem Finger und legte ihn auf den Tisch. Es war, als sei etwas in ihr zerbrochen, was nie mehr heil werden würde.

Sie wollte an ihm vorüber zur Thür hinausgehen, aber er sprang auf und hielt sie fest.

„Käthe!" Und zog die Widerstrebende an sich. „Was ist das für ein Unsinn, Käthe! Meinst du, ich gäbe dich her? Komm, mein Liebling, sei doch vernünftig." Er versuchte, ihr den Ring wieder an den Finger zu stecken, und dann nahm er ihr Gesichtchen zwischen seine beiden Hände. „Sei doch wieder gut, Käthchen! Ich mein's ja gar nicht so. Ich verspreche dir alles, was du willst."

Aber ihre Blicke wichen den seinen aus, ihr Gesicht war wie versteinert, die herben Lippen fest geschlossen. Sie gab keine Antwort. Stumm blickte sie zu Boden. Der eigensinnig trotzige Zug, den sie schon als Kind gehabt, den Tante Agnes vergebens bekämpft, derselbe herbe, trotzige, unerbittliche Zug, den auch Onkel Willy nur zu gut an ihr kannte, stand in ihrem Gesicht. In solchen Stunden war nichts mit ihr anzufangen. Eine Starrheit, die von innen heraus kam, gegen die es kein Ankämpfen gab, legte sich wie eine eisige Maske über das weiche junge Gesicht. Sie selber litt am meisten darunter, es war wie ein Krampf — sie litt fürchterlich.

Heinz kannte das noch nicht an ihr.

Er redete noch ein Weilchen auf sie ein, aber umsonst. Die Röthe aus ihren Wangen verblich, sie wurde zusehends blässer und verging förmlich in seinen Armen. Todtenblaß, mit geschlossenen Augen und Lippen, sah sie aus wie eine Ohnmächtige. Da ließ er sie auf einen Stuhl gleiten und lief hinaus, um Jenny zu rufen. Sie war nicht in der Küche, er lief durch den ganzen Garten und fand sie endlich auf der Bleiche. Als beide ins Haus kamen und Jenny die Eßstubenthür aufriß, fand sie das Zimmer leer.

„Sie wird oben sein", meinte Jenny und war schon auf der Treppe. Nach einer Weile kam sie zurück, erhitzt und ärgerlich. „Sie hat sich eingeschlossen und läßt mich nicht hinein. Am besten, du läßt sie heut' in Ruh'. Bis morgen gibt sie sich wohl wieder. Herrgott, so 'n Brautpaar macht einem doch nichts wie Umstände und Kopfzerbrechen!"

Jennys Zureden und dem Aufgebot von Heinz' größter Liebenswürdigkeit gelang es in den nächsten Tagen, den Frieden zwischen dem Brautpaar wenigstens oberflächlich wiederherzustellen.

„Wenn du durchaus nicht willst, soll dich niemand zwingen", sagte Heinz, froh seinen Ring wieder an Käthes Finger stecken zu sehen. „Aber ich dächte, ein klein wenig nachgiebig hättest du mir zulieb wohl sein können. Drei Jahre Trennung sind eine harte Zeit für mich."

Heimlich hoffte er immer noch auf eine bessere Lösung der heiklen Frage und steckte sich hinter seine Mutter. Die kam eigens herübergefahren, um mit Käthe zu reden.

„Mein liebes Kind", sagte sie und brauchte zum erstenmal das mütterliche Du, „das mit dem Selbstverdienenwollen ist Unsinn, und ich geb's einfach nicht zu. Wenn du von deinem Onkel nichts annehmen willst, so nimm es wenigstens von uns. Wir richten Neudorf fix und fertig für euch ein, da soll kein Handtuch und kein Kochlöffel fehlen. Ich habe keine Tochter, da ist mir's eine liebe Aufgabe, für ein Schwiegertöchterchen zu sorgen. Laß mir doch die Freude!"

Blaß und still hörte Käthe zu. Vor einigen Tagen hätte sie vielleicht noch nachgegeben und dankbar die Hand der gütigen Frau geküßt. Jetzt war ihr einmal geweckter trotziger Stolz immerwährend auf der Hut und sträubte sich mißtrauisch gegen jeden noch so gut gemeinten Eingriff.

„Ich danke Ihnen, liebe — Mama, Sie sind sehr gut — aber ich habe doch auch meinen Stolz. So ganz arm und bloß möchte ich doch nicht in Neudorf einziehen. Für meine Ausstattung will und muß ich selber sorgen, und dazu brauchte ich zwei bis drei Jahre Zeit. Ich glaube, ich könnte mein Lebtag nicht froh werden, wenn ich bei jedem Stück, das ich in die Hand nähme, denken müßte: Das verdank' ich alles fremder Wohlthätigkeit. Wie eine Bettlerin käm' ich mir vor — nicht wie die Herrin und Hausfrau."

„Käthe, sieh, er ist jetzt im besten Zuge, ein fleißiger, brauchbarer Mensch zu werden. Er arbeitet und schafft, weil er hofft, daß du zu Ostern die Seine wirst. Schiebe das Ziel nicht zu weit hinaus, ich weiß nicht, ob sein Eifer dann nicht erlahmen würde", warnte die alte Dame bekümmert.

Aber Käthe versprach nichts. Die neuliche Scene hatte ihrem Vertrauen einen harten Stoß gegeben. Das war schwer zu überwinden. Ihr war selber nicht wohl dabei, sie nahm Frau v. Döbbelins Güte und mütterliche Freundlichkeit wie etwas Unverdientes, widerrechtlich Erschlichenes hin; sie litt unter Heinz' Liebkosungen und Liebesbetheuerungen. Dabei arbeitete sie von früh bis spät und schaffte im Hause umher, Jenny jeden Handgriff abnehmend. Aber es war keine Freudigkeit mehr dabei und ihr fröhliches Singen treppauf und -ab war verstummt.

„Zu den großen Ferien kommt Tante Heinzius her, die ist eine vernünftige Frau und wird ihr schon den Kopf zurechtsetzen", tröstete Jenny, wenn Heinz die Geduld verlor.

Aber noch drei Wochen vor den großen Ferien kam ein Telegramm: Käthe möchte augenblicklich eine Vertretung übernehmen.

Es wirkte in der schwülen Spannung der letzten Tage beinah wie eine Erlösung.

Beim Abschied von Bogdanin hing Käthe weinend an seinem Halse. Er hatte sie doch lieb auf seine Art — und sie war ihm und seiner Mutter dankbar für alle Freundlichkeit. Und in Jennys Hause hatte sie so glückliche Stunden verlebt. Den kleinen Otto küßte und drückte sie fast todt. „Du liebes, liebes Kerlchen, du einziges!" — und warf einen langen Blick auf das weinumrankte freundliche Haus und die zwei glücklichen Menschen, die dort vor der Thür standen — Jenny mit ihrem Jungen auf dem Arm, der jämmerlich schreiend die Arme nach Tante Käthchen ausstreckte. Wird mir je im Leben solch Glück erblühen?

Heinz brachte sie zur Bahn. Er reichte ihr den Handkoffer ins Coupé, den seine Mama eigenhändig gepackt und der schwer von Geschenken für Käthes Mutter war. Und wieder empfand Käthe die fürsorgliche Güte dieser kleinen, anspruchslosen, emsigen Frau.

„Auf Wiedersehen, Käthchen, und überleg' dir's nur noch einmal. Und sei vernünftig, hörst du?"

Auf der langen einsamen Bahnfahrt hatte Käthe freilich Zeit genug zum Ueberlegen.

Es war ein sonderbar verlassenes Gefühl in ihr, so, als wäre ihr Leben zum zweitenmal aus allen Bahnen gerissen. Wie jemand, der endlos lange einen steilen geraden Weg zum fernen Ziel emporgewandert ist und in letzter Stunde von unsichtbarer Hand beiseite und auf einen andern, fremden, unbekannten Pfad gedrängt wird. Und nachdem er ein kleines Ende gegangen ist, steht er mitten im freien kahlen Felde und weiß nicht ein noch aus. Wohin sollte sie gehen — o, was sollte sie nun beginnen?

Und eine heiße, unbezwingliche Sehnsucht überkam sie nach einem, der sie zurück auf den rechten Weg führte. Tante Agnes' stilles mütterliches Gesicht tauchte vor ihr auf — sie, die immer einen guten Rath, immer das rechte Wort für Käthchen gefunden in all den kleinen Sorgen und Nöthen ihres jungen Lebens — sie hätte auch heute wohl das Rechte für sie gewußt.

Und dann schoß es ihr heiß durchs Herz: Ja, wenn Tante Agnes noch lebte und an ihrem alten Platz stünde als Onkel Willys Frau, dann wäre sie, Käthe, ja nie in dieses Dilemma, in diesen Widerstreit der Gefühle gerathen.

Ach nein — Tante Agnes wäre auch wohl nicht die Rechte, ihr zu rathen, ihr zu helfen!

Helfen, sie auf den rechten Weg zurückführen, sie aus all der Unruh', den Zweifeln erlösen, konnte nur einer — und zu diesem Einen war ihr der Weg versperrt.

Sie drückte den Kopf an die Seitenlehne und sah die wechselnden Bilder draußen vorüberfliegen, weltverlorene Gehöfte inmitten weiter reifender Felder, über die der Wind strich, und spielende Sonnenlichter im Schatten röthlicher Kiefernstämme; Dorf und Stadt, winkende rothe Kirchthürme zwischen dunklen Baumwipfeln und stille weiße Kreuze auf einsamen, sonnbeschienenen Friedhöfen — und vor ihren Augen stand die Zeit, die sie in Bogdanin verlebt.

Und ihre Seele ging auf stillen, dämmernden Pfaden der Erinnerung weit zurück bis in die ersten, holden jungen Frühlingstage. Und blieb stehen und schaute wie mit fremden Augen auf alles, was geschehen war. Da war die erste Begegnung mit Heinz; eine kurze, harmlose, übermüthige Zeit oberflächlichen Bekanntwerdens, der seine Liebeserklärung, ihre Verlobung beinah auf dem Fuß folgte. Sie hatte ihn kaum gekannt, sie wußte beinah nichts von dem Manne, dem sie sich zu eigen gegeben, dessen Ring an ihrem Finger steckte, dessen heiße Küsse auf ihren Lippen brannten. Glühende Röthe stieg in ihrem Gesicht auf. Sie war in all diesen Wochen fast nie allein gewesen und vor lauter Eifer und Arbeit kaum zur Besinnung gekommen. Mit förmlichem Eigensinn hatte sie sich in den Gedanken hineingebohrt, daß es das größte Glück auf Erden sei, einen Mann zu heirathen, der jung und fröhlich und sorglos war wie sie selber — und der sie über alles liebte.

Ueber alles. Sie stutzte. Ja, liebte Heinz sie denn eigentlich über alles? Liebte er nicht ein bequemes lustiges Leben noch weit mehr wie sie — daß er ihrem Stolze ein so unerhörtes Opfer zumuthete?

Für einen Menschen auf der Welt muß man Nummer Eins sein, dann hat das Leben erst den rechten Werth, hatte Tante Agnes einmal gesagt — und für Heinz Döbbelin waren ganz sicherlich seine Gäule Nummer Eins — und dann erst kam sie. O, wie ihr jetzt auf einmal, da er fern von ihr war, die Augen aufgingen über ihn! Wie ihre Seele sich auf sich selbst besann und erschrak. Hatte sie nicht entsetzlich übereilt gehandelt? War ihre Verlobung nicht vielleicht die größte Thorheit ihres Lebens gewesen? Wo war die Klarheit, die Klarheit, Festigkeit und Ruhe, die sie in Heinz Döbbelin gesucht und nie gefunden? Gehörte nicht auch er zu den Oberflächlichen, die keine Menschen, sondern bloß „Leute" waren?

Und während der Zug dahinraste und das Abschiedsweh in ihrer Seele mehr und mehr von andern Gedanken zurückgedrängt ward, begriff sie immer deutlicher, daß sie beide eigentlich ganz und gar nicht zueinander paßten.

Und ein großes, heißes Verlangen stieg in ihr auf nach einem, der reiner, großmüthiger und selbstloser war als Heinz Döbbelin, der sie geliebt hatte mit der geduldigen, gütigen, opferwilligen Liebe eines Vaters.

Und sie verglich. So wie er war keiner. So ritterlich, so zartfühlend, so klug und gut und tief. Sympathie ist alles, hatte Tante Agnes oft gesagt. Und Käthe fühlte, es gäbe keinen Menschen auf der ganzen weiten Welt, der ihr sympathischer wäre wie Onkel Willy.

Ein wunderlicher Zwiespalt in ihr. Sie scheute sich, ihn wiederzusehen, sie hatte förmliche Angst vor seinem klaren, ernsten, durchdringenden Blick, der auf dem Grunde ihrer Seele zu lesen wußte, der den Pulsschlag ihres heimlichsten Lebens verstand, ja, vor dem ihre ganze Seele arm und nackt und bloß dalag — sie zitterte vor dem Wiedersehen — und sie sehnte sich doch mit aller Kunst ihres Herzens nach ihm. Sie stellte sich das vor: O nur einmal wieder von seinen Armen umschlossen, das Gesicht in seinen Aermel gedrückt, ihm sagen zu dürfen, wie sie als Kind gethan: Ich hab' dich lieb!

Und sie fühlte es tief und heiß, so tief innerlich, so wonnedurchschauert, wie man die großen Wahrheiten seines Lebens erkennt — die man immer gekannt hat — und jählings in einem einzigen Augenblick begreifen lernt: Mochte er alt oder jung, schön oder häßlich, reich oder arm sein — er war für sie der einzige Mensch auf Erden, bei dem sie Glück und Frieden und Ruhe für ihre Seele fände.

(Fortsetzung folgt.)

— Groß. Tochter: „Ach, ich habe noch keine Lust zum Heirathen; ich will lieber noch etwas lernen!" Mutter: „Erinnere Dich mein Kind, was ich Dir gesagt habe. Männer wünschen keine klugen Frauen!" Tochter: „Es sind aber auch nicht alle Männer wie Papa!"

Australischer Journalismus.

Eine Probe von Stef. v. Kotze.

Wenn ich in Australien einmal gar nicht mehr fortkommen konnte, nahm ich mich jedesmal des Journalismus an. Ich bin sehr häufig Journalist gewesen. Leute, bei denen das Leiden chronisch wird, werden Berufspolitiker. So tief bin ich allerdings nie gesunken.

Der Chefredakteur des „Charters Towers Miner" war zugleich Verleger dieser Tageszeitung und daher Herr über Leben und Tod. Er schwor wie ein Ochsentreiber und lebte mit der Grammatik auf sehr gespanntem Fuß; aber er verstand das niedrige Gewerbe, das er betrieb, aus dem ff. Er kannte jeden einzelnen Weißen und eine große Anzahl Chinesen und Kanaken in Nord-Queensland persönlich; er war in der Geschichte jedes Bergwerks und jeder Station bewandert; er war ein unwiderstehlicher Annoncenjäger; und schließlich — er trank nicht. Ich habe außer ihm keinen Journalisten in Nord-Australien getroffen, der nicht an mehr oder minder akutem Alkoholismus litt. Er trug nie einen Rock und selten einen Schlips. Das machte ihn bei den Bergleuten beliebt. Er war konservativ, wie der Australier den Konservatismus versteht, und daher hing die Aristokratie von Charters Towers, die Käsehändler und die Bankdirektoren, an ihm und folgte ihm nach. Und er verdarb es mit keiner Partei, nicht einmal mit den Chinesen. Denn von diesen wurde er reichlich mit Anzeigen bedacht. Selbst sein Name war farblos. Er nannte sich Smith. Das konnte selbst die Iren nicht verletzen.

Seine größte Antipathie war ein Redakteur, der eigene Gedanken hatte; seine höchste Seligkeit gipfelte in der vorausbezahlten Anzeige. Außerdem hieß er mit Vornamen Habakuk. Das tat er wahrscheinlich seiner jüdischen Kundschaft halber.

Sonst war er ein sehr anständiger Mann und wäre vielleicht ein hervorragend reizender Mensch gewesen, wenn der Kleinstadtjournalismus nicht seine Seele zerfressen hätte.

Es war während der Bankkrachzeit. Der „Miner" hatte sich vollständig ausgeschwiegen über das brennende Thema. Aber endlich ging es nicht länger. Er mußte etwas zur Lage sagen. Und mit Eifer machte ich mich an die Arbeit.

Plötzlich stürzte Herr Habakuk Smith herein: „Haben Sie den Leitartikel schon fertig? Zeigen Sie mal her! — Ah! — Jawohl! — Ja, ganz vorzüglich! — Wirklich famos! — Ja, Sie schreiben ganz ausgezeichnet, junger Mann! Schade, daß wir den Artikel nicht drucken können."

„Aber warum denn nicht?" fragte ich bestürzt. Denn ich war mir selbst bewußt, etwas Gutes geleistet zu haben.

„Weil Jones u. Co. eben eine neue Sendung Weißwaren erhalten haben," rief mein Vorgesetzter triumphierend, „und ich habe eine ganze Spalte Annoncen gekriegt!"

Ich war baff. „Hol' der Teufel Jones u. Co. und ihre Nachthemden!" schrie ich entrüstet.

„Wa—as? Verstehe ich Sie recht? Hole — der —? — Junger Mann! Sie eignen sich nicht für diesen Beruf! Aus Ihnen wird nie ein Literat werden!"

Aber darin irrte sich Herr Smith. Die Literatur, wie er sie verstand, machte ich mir sehr bald zu eigen. Und deshalb scheute ich mich auch nicht, einige Monate später die Stelle eines Chefredakteurs mit doppeltem Gehalt bei dem „Charters Towers Adler", einem rotsozialen Wochenblatte und Gegner des „Miner", anzunehmen und damit die kühnsten Erwartungen Habakuks zu übertreffen.

Inzwischen arbeitete ich am „Miner" etwa vierzehn Stunden den Tag und erschöpfte das englische Lexikon und die Hälfte des französischen in glorreichen Beschreibungen des Riesenkürbisses, der auf der Farm des Herrn James Black gewachsen und zur Reife gediehen war, oder die gesamte Logarithmentafel in der ziffernmäßigen Vergleichsstatistik der Schurfproduktion in dem mächtigen Industriebezirk von Tote-Kuh-Tal. Und bald lernte auch ich, mich an der bar bezahlten Gelegenheitsanzeige zu freuen.

Der Korrektor und ich waren sehr durstig, mit dem unauslöschlichen Durst, dessen gleichen nur Dives in der Hölle gekannt haben mag. Aber wir hatten längst kein Geld mehr, und unser Kredit in den Kneipen stand unendlich tief unter dem Nullpunkt. Wir konnten noch immer eine Büchse kondensierter Milch oder einen Matjeshering landen, durch das feindliche Versprechen einer redaktionellen Notiz zum Besten des betreffenden Geschäfts. Wir hatten noch der Kolonialwarenrichtung hin die Sache nicht übertrieben. Aber der Schankwirt war durch viele schlechte Erfahrungen mit meinen Vorgängern klug geworden und weigerte sich glatt, die Macht der Presse anzuerkennen.

Es war spät abends, fast elf Uhr. Und in einer halben Stunde würden die Kneipen geschlossen sein.

„Wenn doch nur jemand mit einer kleinen Anzeige käme," seufzte der Korrektor. Wir hatten die Gepflogenheit, nach Schluß der Geschäftsstunden solches Geld selbst einzukassieren und am Zahltage zu verrechnen. Eine Annonce abzulehnen, wäre ja eine Todsünde gewesen, und sei es nach Mitternacht.

Aber niemand kam. Kein Mensch hatte ein Pferd oder einen Hund verloren, und nach abhanden gekommenen Frauen annonciert man in Queensland nicht. Kein Mensch suchte eine Wohnung oder ein Mädchen für alles. Langsam tickte die Wanduhr der verhängnisvollen Schlußstunde zu. Es war zum Verzweifeln.

Da — plötzlich, als wir schon die Hoffnung aufgegeben — ein schwerer Tritt auf der Veranda, eine Hand auf der Türklinke, und herein trat ein Grenzreiter, der, seiner Kleidung und Haartracht nach zu urteilen, aus den äußersten Fernen der Wüste zu kommen schien.

„Ich möchte gerne eine Annonce in Ihre Zeitung setzen. Ist's noch Zeit?" fragte er verlegen, den Hut in seinen Händen drehend.

Der Korrektor wollte freudig bejahend aufspringen. Aber ich trat ihm auf den Fuß und antwortete nach einiger Ueberlegung zögernd: „Ja—a! Wenn's sein muß. Zeigen Sie mal her."

Der Fremdling aus dem Busch brachte ein ungeheures schmutziges Dokument zum Vorschein, in dem mit Holzkohle auf grobem Packpapier eine lange Abhandlung vermerkt stand, anscheinend ein Pferd betreffend. Grammatik und Orthographie waren gleich unglaublich. Aber das ging mich nichts an. Damit konnte sich ja der Setzer abfinden.

Ich maß mit Kennerblick die Runenschrift. Das Ding war mindestens fünfzehn Mark wert. Aber sicher ist sicher, dachte ich mir, und in wenigen Minuten sind die Kneipen zu.

„Na, wir wollen's mal billig machen," bemerkte ich endlich, „zehn Mark!" — Was Herr Smith morgen dazu sagen würde, wagte ich nicht auszudenken.

Der Fremde war starr. „Zehn — Mark? Nee, das hab' ich nicht. Das ist der ganze Gaul nicht wert." Und damit machte er energisch kehrt und wollte gehen.

Das war dem Korrektor zu viel. „Halt!" schrie er, „halt, mein guter Mann! Ich mache diese Sachen hier im Bureau ab. Geben Sie mal her! Na — zehn Mark ist natürlich viel zu viel. Wir wollen mal sagen sieben —"

Der Mann schüttelte traurig den Kopf.

„Wollt' sagen sechs —"

„Nee!"

„Lassen Sie mich doch ausreden! Sechs mal fünf Plus acht Minus vier dividiert durch sechs — macht — hm — ja — vier Mark und fünfzig Pfennig."

„Hab' ich nich'! Es geht nich'!"

„Davon ab vierzig vom Hundert für Barzahlung," fuhr der Korrektor unbeirrt fort, „bleibt zwei Mark und fünfzig Pfennig. Also, mein Bester, zwei Mark und fünfzig Pfennig kostet der Scherz nur!"

Ich trat dem Korrektor gegen das Schienbein und flüsterte ihm erregt zu: „Sie sind wohl verrückt geworden? Was wird Habakuk morgen sagen?"

„Is mir ganz egal. Ich muß was zu trinken haben," flüsterte er zurück, und laut: „Also, wie gesagt, zwei Mark und fünfzig Pfennig."

Aber das war noch immer zu viel. Eine halbe Spalte für zwei Mark und fünfzig Pfennig! Wir seufzten tief.

„Wieviel haben Sie denn eigentlich?" fragte der wütende Korrektor.

„Eine Mark und siebzig Pfennige und drei Pennymarken. Und davon wollte ich mir noch etwas Tabak kaufen."

„Hier, geben Sie her! Aber schnell!" fuhr ich den Aermsten an. „Was denken Sie sich denn, die Redaktion einer großen Zeitung mit Ihrer jämmerlichen Anzeige stundenlang aufzuhalten? Da kommen die wichtigsten Sachen in der Welt vor, und Kaiser und Könige sollten warten, bis Sie Ihr Geschäft —"

Aber der Fremde war schon zur Tür hinausgeflohen, und freudestrahlend bemächtigten wir uns der Münze. Der morgige Tag wird für das seinige sorgen, dachten wir und setzten unsere Hüte auf, um den ersehnten Labetrunk zu erhandeln. Da erschien der gestrenge Chef auf einmal im Bureau, auf einer späten Revisionsreise begriffen. Wir setzten uns schleunigst wieder.

„Ah, lange Annonce? Wieviel?"

„Fünfzehn Mark!" antwortete ich.

„Hm! — Sie rechnen etwas billig, junger Mann, etwas sehr billig! Zwanzig Mark würde ich bekommen haben für so ein Ding. Sie scheinen noch immer nicht —"

Da tat sich die Tür von der Veranda wieder auf, unser Freund vom Busch steckte seinen Struwelkopf durch die Spalte und sagte:

„Mein Kamerad Bill da draußen, wo mal mit einem Zeitungsmann gereist ist, am Golf, sagt, daß eine Mark und siebzig Pfennig viel zu viel ist für das kleine Ding da. Eine Mark, sagte er, ist ganz genug. Und so möchte ich —"

Wie gesagt, ich ging zum Oppositionsblatt über. Der Korrektor zog nach Townsville...

Als ich Herrn Habakuk Smith das nächstemal begegnete, war ich alleiniger Redakteur des „Adler" und zum Sozialismus übergetreten. Diese Wochenschrift war überhaupt kein Nachrichtenblatt, sondern diente lediglich agitatorischen Zwecken. Es vertrat die Arbeiterpartei den Pseudo-Konservativen und den Liberalen gegenüber. Unionismus und Ausschließung farbiger Einwanderer waren seine Leib- und Magenkriegsrufe. Im übrigen schimpfte er jeden, der nicht so dachte, wie die Partei, Idiot, Verräter, und gab ihm ähnliche unsalonfähige Titel.

Der journalistische Stil, typisch für alle australischen Zeitungen dieser Richtung, war eigentümlich, um kein stärkeres Adjektiv zu gebrauchen. Da war zunächst eine Abteilung, die sich die Frage-Spalte nannte. In dieser wurden örtliche Krebsschäden abgedruckt, ohne sentimentale Rücksichten zu nehmen.

„Wer ist das Mädchen in der schlecht sitzenden roten Bluse," hieß es da zum Beispiel, „und dem schlampigen Unterrock aus billigem knallgrünen Kattun, die gestern nachmittag in dem Obstladen des Chinesen Uh-Li gesehen wurde? Warum lehnte sie sich auf den Ladentisch und ließ sich von dem widerlichen alten Heiden schmunzelnd angaffen? Kennt sie vielleicht die Gefahren des Opiums und der Lepra? Gibt es keine anständigen weißen Händler auf diesem Goldfelde? Sie möge sich hüten; wir kennen ihren Namen, und unser Detektiv wird ihre weitere Führung beobachten."

„Unser Detektiv" waren natürlich die guten Nachbarn und treuen Freundinnen der Dame.

Oder auch: „Was glaubst du eigentlich, William Trellis, was du für deine gemeine Handlung verdienst? Hast du nicht Arbeit in der Morgenrot-Mine zu zehn Mark die Woche unter Unionspreisen angenommen? Du denkst wohl, weil du bei einer gewissen jungen Frau solche unerlaubten Erfolge hast, kannst du auch uns trotzen? Den ehrlichen Gemahl werden wir warnen, falls du nicht sofort deine Arbeit aufgibst oder den vollen Lohn verlangst."

Dann kam William Trellis gewöhnlich am nächsten Morgen mit einem Spazierstock in das Bureau und verlangte den Redakteur zu sprechen. Und es gelang nur mit Anwendung vieler Ueberredungskunst und sechs starken Setzern, den Beleidigten etwas zu beruhigen. Ich erwarb mir eine ganz bedeutende Ortskenntnis in meinen ernsthaften Bestrebungen, abends die unbelebtesten und sichersten Gäßchen auf dem Wege zu meinem Hotel zu benutzen.

Natürlich betrachteten mich die Mitglieder der Bergwerker-Union, der die Zeitung gehörte, mehr oder weniger (meistens mehr) als ihren persönlichen Untergebenen. Aber vor allem ihre Frauen und Kinder machten mir das Leben schwer und ließen mir selten eine freie Minute zur Arbeit.

„Sehen Sie mal her, Herr Redakteur," klagte eine fette alte Frau, während sie mein Allerheiligstes mit vier frechen Zöhren betrat, die sofort das Inventar sachgemäß aufzunehmen begannen.

Ich sah her. Sie hielt eine offene Büchse kondensierter Milch in der Hand, die allerdings sehr übel roch. (Ich meine natürlich die Milch.)

„Das haben sie mir in Lewis' Store aufgeschwindelt. Riechen Sie mal!"

Ich winkte ab. Der eine Junge warf das Tintenfaß um und verkleckste den ganzen Tisch.

„Nee, wirklich, riechen Sie nur mal," drängte die Dame und hielt mir den Topf unter die Nase.

Ich wandte mich entsetzt ab und fühlte plötzlich, wie mir die Tinte auf die Beine tropfte.

„Fritz, laß die Tinte! Nee, Herr Redakteur, so was lebt nicht mehr. Dem Kerl müssen Sie's aber geben!"

— Ja, aber! „Kellner, dieses Steak ist aber sehr klein."

„Gewiß, aber Sie werden gewiß sehr lange brauchen, bis Sie es gegessen haben."

Eine Beschäftigung muß der Mensch ja schließlich haben, nur darf sie nicht in Arbeit ausarten.

Bismarcks Entlassung:

Was der große Staatsmann selbst darüber zu sagen hatte.

Der Verlag Cotta hat das Erscheinen des dritten Bandes der Bismarck-Erinnerungen für Weihnachten angekündigt — trotz des Einspruchs der Erben. Als Vorläufer zu diesen Enthüllungen kann die Veröffentlichung von Gesprächen mit Bismarck gelten, die aus dem Nachlaß Heinrich von Poschingers in dem neuesten Hefte der „Deutschen Rundschau" erscheinen.

Am 7. April 1890 hat sich der Fürst, nach Poschinger in Friedrichsruh also ausgelassen: „Als ich nach Beendigung meines hiesigen Herbstaufenthaltes nach Berlin zurückkam, merkte ich, daß etwas im Gange war; der Kaiser horcht heut auf den, morgen auf jenen. Dazu kam das Projekt mit der Arbeiterschutzkonferenz, von der ich mir keine praktischen Erfolge erwartete. Als das Resultat der Neuwahlen feststand, wurde bereits die Frage meines Abschieds berührt. Ich wollte aber nicht unter dem Drucke abgehen; darum schlug ich dem Kaiser vor, den Abschied noch bis zum Mai aufzuschieben. Ich erklärte mich bereit, die Militärvorlage im Reichstage, dessen baldige Berufung ich in Aussicht genommen hatte, zu vertreten. Der Kaiser war mit der ihm vorgeschlagenen Lösung ganz einverstanden und faßte sie mit den Worten zusammen: „Es bleibt also alles beim alten."

Inzwischen kam der Vorgang mit der Kabinettsorder vom Jahre 1852 und mit dem Abgeordneten Windthorst. Windthorst hatte sich durch Bleichröder eine Unterredung mit mir zu verschaffen gewußt. Wegen dieser Unterredung stellte mich der Kaiser zur Rede. Ich erwiderte, ich hätte stets meinem Hausmeister erklärt, jeder Abgeordnete, der bei mir vorgelassen zu werden wünsche, habe Eintritt. Mir war die Unterredung mit Windthorst ganz wertvoll, denn ich erfuhr bei dieser Gelegenheit die exorbitante Höhe der Zentrumsforderung, die jede Stütze auf diese Partei unmöglich machte.

In der tags darauf erfolgenden Audienz, in der ich dem Kaiser die Notwendigkeit meines Rücktritts für den Fall entwickelte, daß er meinen Verkehr mit den Abgeordneten einschränke, auch die Aufhebung der Kabinettsorder von 1852 von mir verlange, hielt mich der Kaiser auch nicht mit einem Worte zurück. Er sagte stets nur, er wolle mir doch durch mein Alter und meinen Gesundheitszustand verdienten Ruhestand geben: er sprach so, als sei seine Sorge um meine Gesundheit größer, als sein Wunsch, mich los zu bekommen. Gleichzeitig bot er mir eine Dotation und den Herzogstitel an.

Die Dotation lehnte ich rundweg ab. Es könnte davon überhaupt keine Rede sein. Um so mehr wurde ich mit dem Herzog von Lauenburg gequält. Ich lehnte auch diese Würde entschieden ab. Ich sei vornehm genug und brauche Titel nicht, den übrigens nur Fürsten führen, der König von Hannemark und der König von Pr... Trotz meiner kategorischen Erklärung kam zwei Tage später Herr Lucanus zu mir, um mich dahin zu bringen für die Annahme des Herzogtitels zu gewinnen. Bei meiner wiederholten Absage nahm seine wachsende Verlegenheit, die ich mir bald erklären konnte. Drei Tage Tage später las ich den Herzogstitel im „Reichsanzeiger". Es war also ein fait accompli geschaffen worden. Die Beförderung zum General-Oberst der Kavallerie mit dem Range eines General-Feldmarschalls war Grund nicht minder bedeutungsvoll für mich. Sie schuf mir einen Rang, den ich schon besaß. Dagegen die Sachen, und der Kaiser, mit seinem Briefe, den er nachmar richtete, an der Situation nichts ändern.

Was soll nach alledem die Redeart, er habe denselben Schmerz gefühlt wie beim Tode seines Vaters; das ist einfach eine Unrichtigkeit. Der Kaiser hatte Abschiedsgesuch gar nicht erwarten können. Er hat um dasselbe zu geschickt." Bismarck erzählte den ganzen Vorgang nicht ohne innere Bewegung. Ich sah, wie ein Schmerz noch einmal durchzuckte und glaubte, daß es an der Zeit, der Unterredung ihren Abschluß zu geben. Ich dankte also den Fürsten für das erwiesene Vertrauen und bat, die Abschrift des Abschiedsgesuches auf mein Zimmer nehmen zu dürfen. Bismarck erlaubte dies, nahm ein Kuvert aus dem Schreibtisch, legte das denkwürdige Aktenstück hinein und verschloß es mit den Worten: „Damit es meine Leute nicht sehen."

Es gibt nur zwei Arten des Verkehrs zwischen den Völkern: Krieg aus brutalen Machtinstinkten heraus aus Herrschsucht und uneingeschränktem Egoismus oder friedlicher Austausch der Verschiedenheiten (Gut und Geist) — Achtung vor deinem Nächsten.